Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 16 (1974)

Artikel: Neue Furbiner Geschichten

Autor: Pappa, Christian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972342

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Neue Furbiner Geschichten

von Christian Pappa

Unser Autor, Christian Pappa, veröffentlichte vor vier Jahren im Calven Verlag das Bändchen «Furbiner Geschichten» (erschienen als Heft 4 der Kristallreihe). Schon rasch fanden diese muntern, einem echten Erzählungstalent entsprungenen Geschichten Anklang, so daß die ganze Auflage rasch vergriffen war. Immer erneute Anfragen aus dem Leserkreise und durch den Buchhandel haben den Autor in der Folge dazu ermuntert, den Kreis seiner bisherigen Erzählungen um einen Stock neuer zu ergänzen und die fröhlichen «Furbiner Geschichten» in einer erweiterten Neufassung nochmals zu edieren. Der Band erschien soeben im Calven Verlag. Um unsere Leser für das Werk etwas «glustig» zu machen, bringen wir nachfolgend drei der neuen Erzählungen zum Abdruck und empfehlen allen, sich diesen wertvollen Erzählungsband nicht entgehen zu lassen. Er erschien im Calven Verlag und ist zum Preis von Fr. 19.80 erhältlich.

Die Redaktion

Die Bekehrung des Schmuggler-Chefs

Ein paar hundert Meter oberhalb des Dorfes Furbino steht in einer Waldlichtung eine kleine romanische Kirche, die dem heiligen Martinus geweiht ist. Das Jahr durch steht das Kirchlein einsam und verlassen im Schatten der großen Kastanienbäume, die beinahe den schlanken romanischen Campanile überragen. Nur am 11. November, dem Namenstag des Kirchenheiligen, wird dort oben eine Messe gelesen, der aus frommer Tradition meist nur ein paar Frauen und Töchter beiwohnen, denn seit es die Hochkonjunktur, die AHV und die Invalidenversicherung gibt und die professionellen Bettler keinen anerkannten Berufsstand mehr bilden, ist das Andenken an den wundertätigen Schutzpatron der Armen und Bettler stark am Verblassen.

Im Jahr, da sich diese Geschichte begeben hat, beauftragte der alte Pfarrer, dem der steile, steinige Weg zum Kirchlein hinauf zu beschwerlich war, seinen Kaplan Girolamo mit der Martini-Messe.

Kaplan Giröll, wie er im Dorf vertraulich genannt wurde, hatte sich an jenem schönen Spätherbstmorgen rechtzeitig auf den Weg gemacht, damit Kirchlein und Altar für das hohe Amt bereit stünden. Auch die beiden Chorknaben, die Ministranten, hatte er frühzeitig hinaufbeordert.

Als Kaplan Giröll bei der Kirche eintraf, lag diese noch im blauen Morgenschatten; nur hinten, beim Anbau des Chores, fielen ein paar erste Sonnenstrahlen durch die welken Blätter der Kastanienbäume, ein paar scharfe, schräge, goldig schimmernde Streifen . . ., vor denen sich in lustigen Kringeln ein blaues Räuchlein emporwirbelte.

Giröll machte «aha» und umging auf leisen Sohlen die Kirche. Und dann hatte er sie erwischt, die zwei Chorknaben, die Herren Ministranten, die da im Grase saßen und mit großartiger Gebärde an einer Zigarette zogen. Sie hatten bereits ihre weißen Chorhemden an. Ihre Gesichter waren fast so weiß wie die feinen Spitzenkragen.

«Löscht das Zeug sofort sorgfältig aus», befahl Giröll streng, «wo habt ihr die Glimmstengel her?»

Er sah den beiden scharf in die Augen. Die armen Sünder wanden sich wie Regenwürmer. Bis sich schließlich der kleine Pepino mit

seinen offenen, ehrlichen Kinderaugen ergab. Mitten in einem schrecklichen Hustenanfall deutete er mit der Rechten auf den kleinen bergseitigen Anbau der Kirche, der die Sakristei beherbergte. «Dort drin . . .», hustete er mit Mühe, «dort hat es noch mehr, große Schachteln . . .»

«In der Sakristei?» Giröll wurde zu einem großen schwarzen Fragezeichen, doch plötzlich ging ihm eine Ahnung auf. Nur mit Mühe ein Lächeln verhaltend, wandte er sich wieder an die beiden bleichgesichtigen Sünder: «Dort hinten, hundert Meter dem Weglein nach, gibt es einen Brunnen. Trinkt etwas von dem Wasser und in fünf Minuten seid ihr wieder hier! Verstanden! Und wehe, wenn ihr auch nur einen Einsatz verpaßt oder das Glöcklein auch nur eine halbe Sekunde zu spät kommt! Los!»

Die beiden verschwanden wie weiße Geistergestalten und eilten der läuternden Quelle zu, während sich Giröll grinsend der geheimnisvollen Sakristei zuwandte.

Der enge Raum war tatsächlich bis zum hohen Rundgewölbe hinauf mit großen Zigaretten-Schachteln angefüllt, großen Schachteln zu je hundert Päckchen; «Superfilter» stand in großen Buchstaben darauf gedruckt.

Giröll schmunzelte: Die Herren Schmuggler waren wenigstens so rücksichtsvoll gewesen, daß sie das kleine schmiedeiserne, in die Mauer eingelassene Türchen freigelassen hatten, das die Messegeräte behütete. Sonst aber gab es nur Zigaretten in der Sakristei. Eine der Packungen war angebrochen. Giröll bediente sich und steckte mit einem leichten Schmunzeln ein paar Päckchen in die Taschen unter seiner pfarrherrlichen Soutane. «Ein kleiner Beitrag an die Lagergebühr, die die Schmuggler der Kirche schuldig sind, wenn sie schon die Sakristei als Transitlager benutzen», dachte Giröll und machte sich dann daran, des heiligen Martins Messe vorzubereiten. Bald war es soweit. Pepino, der Ministrant, dessen Gesicht wieder etwas Farbe hatte, zog am Glockenseil im Flur des Campanile, als gelte es, den jüngsten Tag einzuläuten.

Als Giröll, gefolgt von seinen zwei Chorknaben, aus der Sakristei trat und sich dem Altar zuwandte, bemerkte er zwei Dinge, die ihn, trotz aller Konzentration auf das hohe Amt, beinahe aus dem Konzept geworfen hätten. Da saß einmal in der dritten Reihe rechts seine Alters- und Schulgenossin Cristina, die ihm aus ihren schönen braunen Augen unter dem schwarzen Kirchenschleier entgegenblickte. Doch was viel schlimmer war, draußen hinter der offen gebliebenen Kirchentüre sah er im goldigen Licht der Morgensonne die beiden Zöllner. Von seinem erhöhten Standort vor dem Altar sah er zwar nur die feldgrauen Hosen der beiden. Doch den berüchtigten, schwarzbraunen deutschen Schäferhund, von dem die Rede ging, daß er mit seiner feinen Nase ein Paket Zigaretten oder einen Sack Kaffee auf dreihundert Meter rieche, diesen Höllenhund sah er in seiner ganzen Länge, wie er da neben den beiden Zöllnern lag und begierig nach Tabak oder Kaffee schnüffelte.

Seines hohen Amtes bewußt, griff Giröll wie ein großer Organist in die Tasten und zelebrierte die Messe mit Ernst und Würde. Doch das Kyrie eleison, das Gloria, Credo, Sanctus, Benedictus und das Agnus Dei schienen kein Ende nehmen zu wollen. Denn wie er sich auch Mühe gab, sich zu konzentrieren; in einer Ecke seines Geistes flimmerte immer wieder das Bild Cristinas auf, die dort in der dritten Reihe saß. Sie war die Freundin seiner Jugendjahre gewesen, ein liebes, anhängliches Mädchen . . . und wenn er nicht seiner Mutter auf dem Totenbett versprochen hätte, Geistlicher zu werden, weiß Gott . . . — Doch dann hatten sich ihre Wege getrennt. Sein Weg führte über das Gymnasium und das Priesterseminar; der ihre in die Welt hinaus, bis sie zurückkehrte und schließlich mit Mario vor dem Traualtar stand, der als rechtschaffener Versicherungs-Agent von einem kärglichen Einkommen lebte . . . der daneben jedoch als Chef einer geheimen Cigaretten- und Kaffee-Export-Organisation das Doppelte und Dreifache verdiente, was ein ehrlicher Furbiner Weinbauer erschuftete.

Kaplan Giröll war in diesen Dingen durchaus im Bild. Er wußte auch, daß das geheime Zigarettenlager in der Sakristei nebenan dieser Organisation gehörte. Irgend etwas mochte nicht geklappt haben, sonst wären die Zigaretten am Martinstag nicht in der Sakristei liegen geblieben, sondern irgendwo am Comersee gelandet. Doch Giröll wußte auch, daß man Mario, Cristinas geschäftstüchtigen Ehemann, vor ein paar Wochen oder Monaten erwischt, zu einer saftigen Buße und zu einem Jahr «bedingt» verurteilt hatte. — Und wenn jetzt die beiden Zollfahnder draußen unter der Kirchentüre oder der schwarzbraune Schäferhund das Zigarettenlager in der Sakristei entdeckten, dann war es aus mit dem «Bedingt», und Mario würde für mindestens ein, wenn nicht für zwei oder mehr Jahre ins Gefängnis wandern und seine junge temperamentvolle Frau bliebe allein zurück ... arme Cristina mit Deinen schönen braunen Augen ...

Giröll mußte sich innerlich einen Ruck geben, um diese weltlichen Gedanken zu verscheuchen. Auch seine beiden Ministranten trieben ihn dazu: Eifrig bestrebt, ihre Knabensünde des verbotenen Rauchens möglichst gründlich reinzuwaschen, drückten sie Giröll auf das Tempo: Als reuige Sünder hielten sie auf sekundengenaue Pünktlichkeit, klingelten sie mit dem Silberglöcklein eher zu früh als zu spät; und dazu sangen sie das «miserere nobis» mit soviel innerer Überzeugung und Anteilnahme wie die Wiener Sängerknaben, so weich und herzhaft, daß Giröll ihnen anerkennend zunicken mußte: Sehr gut, nur nicht gar zu schnell!

Als das letzte Amen erklang, atmeten die drei Diener der Kirche auf: Der Große dankbar, daß er nicht aus der Rolle gefallen war, die zwei kleinen Weißen, weil sie annahmen, daß sie durch das flotte Zudienen ein wesentliches Stück der Sünde des verbotenen Rauchens abgetragen hätten. Doch ihrem Chef Giröll blieb an diesem Tag leider nichts erspart:

Als er die kleine knarrende Treppe zur Kanzel hinaufstieg, um in einer kurzen Predigt das heilige Leben des Kirchenpatrons zu würdigen und er eben das eisenbeschlagene Türlein der Kanzel öffnen wollte, entdeckte er mit Schrecken, daß der enge, schmale Raum der Kanzel mit vier, kreuzweise übereinander am Boden liegenden Kaffee-Säcken beinahe ausgefüllt war. Es fehlte wenig, daß ihm nicht ein ganz unkirchlicher Fluch entfallen wäre. Doch Giröll dachte an die beiden Zollfahnder draußen und an den Schäferhund, der einen Sack Kaffee auf dreihundert Meter ... er konnte es sich an den Fingern abzählen, daß auch diese vier Kaffee-Säcke ein Transit-Lager von Marios «Organisation» waren. Und wiederum dachte er an seine Jugendfreundin Cristina drunten in der dritten Reihe: Wenn die draußen die vier Säcke Kaffee entdeckten, war Cristina für ein oder mehr Jahre eine einsame verlassene junge Frau ...

Giröll handelte rasch: Als ob ihm nichts im Wege stünde, ließ er sich, ohne den Oberkörper zu bewegen, rasch kniend auf die vier Kaffee-Säcke nieder und schmetterte knallend das Türchen hinter sich zu. Der Stapel der vier Säcke hatte glücklicherweise gerade die richtige Höhe, so daß es weder den Gläubigen drunten im Kirchenschiff noch den Zöllnern draußen vor dem Portal auffiel, daß Giröll kniend zu predigen begann. Ihm schien es zwar, als müßte man das Knistern der Kaffeebohnen unter seinen Knien in der ganzen Kirche hören, weshalb er denn auch den Sermon mit fast doppelter Lautstärke hielt und den Furbinerinnen das Bild des Heiligen Martinus lautstark etwa so schilderte, wie es auf den Hundert-Franken-Banknoten gezeichnet ist: Den Freund der Armen und der Bettler, der mit dem Schwert den Mantel teilt. Und obwohl seine Knie zu schmerzen begannen, konnte er es nicht lassen, der Geschichte von Martinus und dem Bettler einen kleinen, frei erfundenen Exkurs anzuhängen: Der arme Kerl, der da halb verhungert und erfroren am Boden liegt, soll ein Kaffee-Schmuggler gewesen sein, der die Impertinenz gehabt habe, sein Schmugglergut in Kirchen und Kapellen zu verstecken, weshalb er vom erzürnten Gott mit Armut und Krankheit geschlagen worden und nur durch die unermeßliche Güte und das

Mitleid des heiligen Martinus von Tod und Untergang gerettet worden sei.

Die frommen Furbinerinnen merkten in ihrer Rührung kaum, daß zu Zeiten des Martinus, der im Jahr 397 gestorben sein soll, der Kaffeeschmuggel in Europa kaum ein einträgliches Geschäft gewesen sein mochte. Doch mit dieser kühnen Herausforderung hatte Giröll erreicht, was er wollte: Die zwei Zöllner vor der Kirchentüre bezogen die kleine Abscheifung auf den Kaffeeschmuggel tatsächlich als einen anzüglichen Ausfall auf ihren Berufsstand, weshalb sie sich denn auch samt dem schwarzbraunen Schäferhund auf den Weg machten, um droben in den Bergen den Schmugglern nachzustellen.

Kaplan Giröll atmete auf, übersprang die letzten paar Sätze seiner Predigt und wand sich flink wie eine Eidechse aus der Enge der Kanzel, worauf er mit verbissenem Gesicht die kleine knarrende Treppe hinunterstapfte, um den Gottesdienst zu beenden.

Als sich dann die Kirche geleert hatte, blieb Giröll noch ein letztes Problem: Die Abrechnung mit den zwei rauchenden Chorknaben. Wenn er zu scharf mit ihnen verfuhr, mußte er befürchten, daß die zwei Schlingel das Zigaretten-Lager verrieten, und dann war wieder Cristina die Leidtragende. Giröll beschränkte sich deshalb darauf, den beiden Sündern ein paar allgemeine Ermahnungen über die Schädlichkeit des Rauchens und des Stehlens im besondern zu erteilen. Dann jedoch schloß er mit ihnen einen guten christlichen Kompromiß: Das blaue Zigarettenräuchlein und das geheime Lager in der Sakristei wurden als nicht existent erklärt: ungeschehen und nicht vorhanden! Die zwei Chorbuben, die über die Gebräuche des Zigaretten- und Kaffee-Exportes über die Grenze bereits im Bild waren und allenfalls Repressalien seitens der Schmuggler befürchteten, waren einsichtig genug, dem Handel zuzustimmen und, wenn immer möglich, nicht mehr zu rauchen.

Dann aber hatte es Giröll sehr eilig. Mit langausholenden Schritten stürmte er gegen das Dorf hinunter. Es gelang ihm denn auch, Cristina einzuholen, die noch mit ein paar Frauen und Töchtern unterwegs war. Er ließ sich in ein harmloses Gespräch mit ihnen ein und machte sich dabei ganz unvermerkt an Cristina heran. Er blieb im Gespräch hie und da etwas stehen, bis sie schließlich ein paar Dutzend Schritte hinter den andern zurückblieben. Dann überreichte er ihr ein Fünffrankenstück: «Das ist für Deinen Mann! Ich habe mich aus seinem Vorrat droben in der Sakristei etwas bedient ... Zigaretten ... ein paar Päckchen ... und dann sag' ihm noch, daß er dafür besorgt sein möchte, daß auch die Kanzel bis zum nächsten Martini-Tag geräumt sein muß ... ich habe nicht im Sinn, nochmals eine Predigt auf den Knien zu halten!»

Cristina war völlig ahnungslos und begriff nicht, was Giröll mit seinen Worten meinte. Er winkte ab und verabschiedete sich: «Sag Deinem Mario, er soll heute bei mir vorbeikommen. Ich habe ein dringendes Geschäft mit ihm zu erledigen. Tschau, Cristina!»

Man weiß nicht, was an dieser Unterredung zwischen Giröll und Mario gesprochen worden ist. Mario wird sich vermutlich entschuldigt haben, daß etwas nicht geklappt habe und daß deshalb die Zigaretten und die Kaffeesäcke am Martinstag in der Kirche geblieben seien. Vom andern Teil des Gespräches hingegen weiß man nichts anderes, als was schließlich dabei herausgeschaut hat; daß nämlich Mario von einem Tag auf den andern das Geschäft mit dem Zigaretten- und Kaffeeexport aufgab ... seiner Frau Cristina zuliebe. Ob Giröll dem Schmuggler-Chef mit der Drohung einer Anzeige das Messer an den Hals gesetzt hat, weiß man nicht; hingegen weiß man, daß das junge Paar — wie im Märchen — fortan glücklich und zufrieden lebte und daß ihnen später ein Knäblein geschenkt wurde, dem sie den Namen Martino gaben. Ob Giröll ihnen zu diesem Namen geraten hat, weiß man hingegen wieder nicht.

Martino ist inzwischen ein strammer Knabe geworden, der am Martinstag bei der Messe in der Kirche seines Namens-Patrons ebenso fleißig und pünktlich ministriert wie vor zwölf Jahren der kleine Pepino und sein Kollege. Seine Mutter Cristina, die immer noch

in der dritten Reihe rechts sitzt, ist stolz auf seine Behendigkeit und seine weiche, wohlklingende Stimme. Sie weiß auch, daß es — gerade wegen einer Martini-Messe — vor Jahren anders hätte kommen können, weshalb sie mit ihren schönen braunen Augen immer noch dankbar zu Giröll hinauf sieht, besonders wenn er hoch aufgerichtet auf der Kanzel steht und seine Predigt hält. Giröll blinzelt ihr dann aus einem Augenwinkel leise zu, doch nur sie und er wissen, daß er dazumal, vor zwölf Jahren, auf vier Kaffeesäcken kniend, seine Predigt gehalten hat! — Giröll freut sich das ganze Jahr durch auf die nächste Martinimesse.

Wie die Furbiner zu einer neuen Kirchenorgel kamen

Die Orgel in der Kirche zu Furbino war alt. — Uralt sogar, behauptete der Lehrer Lodovico, der nebenamtlich das Amt des Organisten versah. Die Orgel sei älter als die 1665 erbaute Kirche, und vermutlich sei sie schon damals von den knauserigen Furbinern als alte Occasion gekauft worden.

Technisch war die alte Orgel wirklich nicht mehr auf der Höhe, denn die Windstöße, die sie nach den subtilen Anordnungen von Lodovicos schlanken Fingern in Dur- und Mollakkorde umwandelte, wurden von zwei knarrenden, mit Ziegenleder besetzten Blasbälgen produziert, zu deren Bedienung hinten am barocken Orgelhäuschen auf der Empore zwei eichene Pedale herausschauten. Je nach der Häufigkeit der Fortissimi und besonders, wenn Werke von Johann Sebastian Bach oder Händel im Programm standen, mußten ein bis zwei Knaben der Oberschule an die Pedale. Und das war — immer nach Ansicht des Organisten Lodovico — eines zwanzigsten Jahrhunderts unwürdig. Das mochte recht sein, als man zur Zeit der Römer über Sklaven und später über Leibeigene verfügte . . . ganz abgesehen davon, daß das Gewicht von zwei lausigen Schuljungen weder ein anständiges Fortissimo noch ein Furioso hervorbringe. — Lodovico träumte von einem lautlos elektrischen Gebläse, denn — und damit kam er zu den akustischen Argumenten — die uralte, aus Eichenholz gebaute Mechanik des Windwerkes ächze, knarre und stöhne dermaßen, daß jedes Piano glattwegs übertönt werde, obwohl er das alte Hebelwerk jeden Samstag mit Schweinefett einsalbe.

Basta, man war sich einig, daß eine neue Orgel angeschafft werden müsse. Als man jedoch erfuhr, was eine solche kosten würde, sank die kirchenmusikalische Begeisterung der Furbiner um etliche Grade. Doch man gab es noch nicht auf!

Zuerst wandte man sich unter Vermittlung des Pfarrers an die kirchlichen Oberbehörden. Doch es geschah dies zu der Zeit, da die Entwicklungshilfe erfunden worden war, so daß die von der frommen Denkungsart der Christen abgeschöpften Gelder zu den Negern nach Afrika und nicht zu den Furbinern flossen. Die frommen Furbiner sahen das ein und beschlossen, sich selbst zu helfen. Die Frauen und Töchter des Kirchenchores anerboten sich, für einen Orgel-Bazar Socken und Pullover zu stricken; allein die Männer behaupteten, diese Dinge kaufe man billiger in der Innovazione in Lugano oder Mendrisio. Um die neue Orgel stand es damit schlimm. Dem Faß den Boden oder der Orgel die Pfeifen aus schlug jedoch die ablehnende Begründung eines alten Weinbauern: Die alte Wein-Trotte, mit der man die Trauben von Furbino in Merlot umwandelt, sei noch bedeutend älter als die Orgel, ächze und knarre auch, tue den Dienst aber noch auf Jahre hinaus. — Das war durchaus einleuchtend, und damit fiel die neue Orgel bei allen zuständigen kirchlichen und politischen Gremien aus Abschied und Traktanden.

Kurz darauf erschütterte ein anderes Ereignis die öffentliche Meinung des Dorfes: In der Kirche wurden Mäuse festgestellt! — Die über neunzig Jahre alte Giovanna, die über die unsichtbaren überirdischen Dinge mehr wußte als andere Leute, behauptete mit erhobener rechter Hand, das sei die Strafe für die unkirchliche Einstellung der Furbiner in der Orgelfrage.

Sei dem wie es wolle; für die frommen und kirchentreuen Furbiner und besonders für ihre Frauen und Töchter waren das natürlich unhaltbare Verhältnisse: Wie konnte man ruhig in der Kirchenbank knien oder sitzen, die Gedanken den höchsten und letzten Dingen des Lebens zugewandt... wenn man keinen Augenblick sicher war, am Fuß der Kirchenbank einen langen schwarzen Schwanz verschwinden zu sehen. Die im Kirchenbesuch zu Tage tretende Frömmigkeit der Furbinerinnen nahm sichtlich ab, und selbst im Beichtstuhl beschränkten sie sich auf die allergröbsten Brokken ihrer menschlichen Sündhaftigkeit.

Da es besonders die Frauen waren, die von einer panikähnlichen Stimmung ergriffen wurden, gab es für diesen Fall in Furbino eine besondere politische Instanz — heute würde man sagen einen «Krisenstab» — der allein zuständig war: Das Frauen-Triumvirat, dem Schura Tina, die Wirtin des «Federale», Babetta, Inhaberin und Leiterin des Kolonialwarenladens, und Laetizia, die Schwester und Haushälterin des Pfarrers, angehörten. Bei letzterer spielten auch materielle Überlegungen mit, denn im Keller des an die Kirche angebauten Pfarrhauses hingen ganze Reihen wohlverschnürter, mausgrauer Salami, während auf den Gestellen ebensoviele italienische Stracchino-Käse der milden Reife entgegenlagerten, exquisite Gaumenfreuden der Pfarrhausbewohner!

Das Frauen-Triumvirat trat nun unter Ausschluß der Öffentlichkeit im hintern Stübchen des «Federale» zusammen, um vorerst ganz systematisch die Fakten festzustellen und die Lage zu beurteilen:

Zoologisch gesehen handelte es sich um braune Haselmäuse mit einem wunderbar weichen haselnußbraunen Fell... das Lieblichste und Niedlichste, was es unter den Mäusen gibt. Doch dafür hatte das Triumvirat wenig Verständnis. Des braunen Felles wegen stellte man lediglich fest, daß es sich um deutsche Ferienmäuse handeln müsse, die auf der Rückkehr von der Ferien-Villa am Comersee von einem bösen Wetter nach Furbino verschlagen worden seien. — Bezüglich ihrer Zahl einigte man sich auf achtzehn, denn abgesehen von den drei Mitgliedern des Frauen-Triumvirats, hatten weitere sechs rechtschaffene, glaubwürdige Frauen mindestens zwei dieser braunen Ungeheuerchen oder wenigstens die dazugehörigen Schwänze festgestellt und zwar sowohl hinter den Kirchenbänken wie unter dem samtroten Vorhang des Beichtstuhles. Neun mal zwei gibt auch in Furbino achtzehn!

Und nun kam man zu den Abwehrmaßnahmen: Gift fiel, da es sich immerhin um Kirchenmäuse handelte, aus weltanschaulichen und moralischen Gründen außer Betract. Blieben also noch Katzen und Mäusefallen.

Man entschied sich vorerst für die Katze, wobei allen klar war, daß dafür in Furbino nur *eine* Katze den gestellten Anforderungen gewachsen war: die Gioconda, die tigerfarbene Hauskatze des «Federale». Das war keine Katze wie die andern: Wenn man ihr in den engen Gassen des Dorfes begegnete, wo andere Katzen einem scheu und verängstigt in eine Nebengasse auswichen, hielt die Gioconda fest auf Kurs und sah jeden mit ihren großen geheimnisvollen Goldaugen fest ins Gesicht, fast so, als wollte sie sagen, ich weiß genau, was Du versteuerst, in welcher Partei Du bist und wer bei Dir zu Hause das Regiment führt. Trotzdem mochten alle sie gut: Man grüßte sie wie eine alte Bekannte: «Tschau, Gioconda, come va?» — Worauf sie mit einem freundlichen Miauen selbstbewußt und elegant, wiegend wie die Sofia Loren, weitertrippelte. — Ferner hieß es, daß die Gioconda, wenn es im «Federale» am frühen Nachmittag keine Gäste gab, die landläufigen Zeitungen, den DOVERE oder den POPOLO E LIBERTA lese, besonders den politischen Teil.

Daneben war die Gioconda die besternährte Katze in Furbino, denn als Hauskatze des «Federale» oblag ihr selbstverständlich auch, für die renommierte Küche des Hauses Propaganda zu machen. Selbst zur Zeit, da die Katzen in lauen Vollmondnächten ihre besondern Probleme haben, glänzte ihr Fell seidenweich.

Und — was schließlich für den Jagd-Einsatz in der Kirche den Ausschlag gab — fromm war die Gioconda auch: Wenn sie dem Pfarrer oder dem Kaplan Girolamo begegnete, neigte sie fromm ihr volles Köpfchen nach links, worauf sie nach dem «Buon giorno, Gioconda, come va?» mit demütig niedergeschlagenen Augen auf die staubigen Schuhe des kirchlichen Würdenträgers blickte. Laetizia mochte sie zwar gerade wegen dieser Blicke auf die staubigen Schuhe ihrer Hausgenossen nicht recht; doch sie gab ihr trotzdem die Stimme.

An jenem Abend verabreichte Schura Tina der armen Gioconda, die die Nacht in der kalten Kirche verbringen mußte, eigenhändig ein großes überfälliges Kalbsschnitzel, das den hohen Ansprüchen der renommierten Küche des «Federale» nicht mehr gewachsen war. Dann trug sie die Katze persönlich in die Kirche hinüber, wo die Gioconda sich rasch und schnüffelnd in der Dunkelheit verlor.

Als Schura Tina am andern Morgen, kurz vor der Frühmesse wieder die Kirche betrat, schlief die Gioconda seelenruhig auf dem mit dunkelrotem Plüsch bezogenen Kirchenstuhl des Pfarrers. Es bedurfte eines starken Rüttelns, bis sie sich endlich mit einem schrecklichen Gähnen und einem hochgewölbten Katzenbuggel in die Wirklichkeit zurückfand. Daß sie dann genießerisch die Lippen leckte, war für Schura Tina das untrügerische Zeichen, daß sie «sie» erwischt hatte. Doch als Schura Tina die behaglich schnurrende Katze zur Türe hinaustragen wollte, sah sie hinter dem Fuß der letzten Kirchenbank einen langen, braunen Schwanz verschwinden. Statt die Katze darauf loszulassen, flüchtete die wehrhafte Wirtin samt der Katze mit einem lauten Schrei zur Kirchentüre hinaus. Erst draußen auf der Piazza warf sie die ungetreue Gioconda mit einem verachtungsgeladenen Schimpfwort weit von sich.

Das unverzüglich zusammengetrommelte Triumvirat nahm den Mißerfolg mit großer Enttäuschung zur Kenntnis und erkannte auf den Einsatz von Mäusefallen. Zu diesem Zwecke wurde sofort der Sigrist, der kleine Martinin, aufgeboten und unter Pflicht gestellt, auf Grund der ungeschriebenen Notstandsgesetze mindestens achtzehn Mäusefallen zu requirieren. Um den Mißerfolg ihrer Hauskatze Gioconda wettzuschlagen, anerbot sich Schura Tina, jede erforderliche Menge Speck gratis zur Verfügung zu stellen.

Martinin war ein äußerst pflichtbewußter Sigrist. Doch wie alle Leute, hatte er eine Schwäche. Bei ihm war es der hausgebrannte Grappa, wobei er das Gläschen, in welchem dieser Schnaps kredenzt wird, verächtlich einen «Grappin» nannte. Dabei wußte er ganz genau, daß es im Dorf üblich war, bei einem «Grappin» mindestens ein- bis zweimal oder mehr nachzugießen.

Als nun eben Martinin im Dorf die Runde machte, um die achtzehn Mäusefallen zu requirieren, wußten die Leute um seine Schwäche: «Nimmst Du einen Grappin?» — «Ma, wenn es sein muß; aber nur einen!» war die trockene Antwort. — Wenn man nun bedenkt, daß es in Furbino etwa dreißig Haushaltungen gibt, die — auch wenn einige davon keine Mäusefallen besaßen — jedoch alle systematisch darum angegangen wurden und daß überall nach Landessitte zwei- bis dreimal nachgegossen wurde, begreift man, daß Martinin den ganzen Tag benötigte, bis er seine 18 Fallen beieinander hatte. Am Abend erschien er, vollbehangen mit den rostigen, meist großen Käfigfallen, als klapperndes Ungeheuerchen im «Federale», um sich mit dem notwendigen Speck zu versehen, worauf er sich nach der Abendandacht in die Kirche begab, um seines Amtes als Mäusefänger zu walten.

Als Kaplan Giröll am andern Morgen kurz vor der Frühmesse die Kirche betrat, lag Martinin — wie tags zuvor die Gioconda — im plüschbezogenen Kirchenstuhl des Pfarrers und schnarchte, daß es in den hohen Gewölben der Barockkirche widerhallte. Und schön im Halbkreis um den Altar herum lagen die achtzehn Mäusefallen ... «ungeladen» und «gesichert» wie man beim Militär sagt. Um Martinins Lippen jedoch glänzte es verdächtig nach dem Speck aus dem «Federale».

Obwohl die drei maßgeblichen Frauen kein großes Vertrauen mehr in die Fähigkeit eines Mannes zur Mäusejagd hatten, ließen sie es immerhin zu, daß sich Kaplan Giröll noch am gleichen Abend als Fallensteller betätigte. Er war der Sache so sicher, daß er sich auf eine einzige der großen Käfigfallen beschränkte, die allerdings so groß war, daß man darin einen jungen Löwen hätte unterbringen können. Er versorgte die Falle mit einer entsprechend großen Portion Speck (wobei er den Rest dem eigenen Gaumen zuführte) und stellte sie dann behutsam in den dunkeln Beichtstuhl.

Und am andern Morgen hatte er sie! Ein niedliches Pärchen Haselmäuse, das sich in der geräumigen Falle scheinbar ganz bequem und heimisch fühlte. Giröll versorgte sie mit einem Stück Käse aus dem Pfarrkeller und versteckte darauf den Käfig an einem sichern Ort in der Sakristei, an einem Ort, wo kein Christ jemals Mäuse vermutet hätte. Den drei Frauen aber verschwieg er seinen Fang, ließ sich von ihnen demütigen (... so seid ihr Männer! Zu nichts zu gebrauchen! ...), worauf er siegesbewußt erklärte, daß er bis fünf Uhr nachmittags die Mäuse lebendig gefangen haben werde. Er bot die drei Frauen gleich auf fünf Uhr zu einem Augenschein in der Kirche auf.

Es geschah dies an einem Samstag, dem Wochentag, an welchem zwischen vier und fünf Uhr nachmittags der Organist Lodovico die Orgelmusik für den kommenden Sonntag zu üben pflegte. An diesem Samstag brauchte indessen Lodovico keinen Oberschüler als Pedaltreter für die Blasbälge aufzubieten, denn Kaplan Giröll hatte ihm versprochen, selbst dafür besorgt zu sein. Und zwar hatte Giröll zu diesem Zweck Carluccio, einen großen, stämmigen Mann engagiert, der seine gute hundert Kilogramm wog. Dabei war dieser Carluccio beileibe kein bloßer Fettklumpen, sondern ein Gebilde aus puren Knochen und Muskeln, die zusätzlich zu seiner hundert Kilo schweren Gravitationskraft ebensoviel Schub in die Orgelpfeifen pressen würden.

Als es soweit war, setzte sich Kaplan Giröll neben Lodovico auf die Spielbank der Orgel. Der Organist begann mit einem als «sanft» vorgeschriebenen Praeludium; doch schon nach den ersten paar Akkorden zischte die alte Orgel wie eine überhitzte Dampflokomotive, und der Pfeifensatz der «Vox humana» heulte wie die Sirene der großen Ozeandampfer.

Lodovico zog den Kopf ins Genick und wechselte zu einer feierlichen Fuge über, der eine rasante, taktfeste Toccata folgte, unter deren Wucht das Orgelhäuschen aus den Fugen zu geraten schien.

Nach ein paar Minuten schwelgerischen Musizierens klopfte Giröll dem Organisten abwinkend auf die Achsel: «Mit dieser frommen Musik bringen wir die Mäuse niemals aus der Kirche! Spiel etwas Modernes ... h-Moll mit allen nur möglichen Dissonanzen ... Zwölfton-Musik oder so etwas, nur mit den schwarzen Tasten ... und dann noch etwas mehr fortissimo, etwas voller und kräftiger ...»

Lodovico schmunzelte und erklärte: «Volles Werk, sagt man dem in der Fachsprache, alle Register ...» — Giröll wandte sich laut rufend dem überschweren Pedaltreter zu: «Oi, Carlütsch, fortissimo, volles Werk, forza, forza!»

Und nun ging es los, mit vollem Werk, allen Tasten der beiden Manuale und den hölzernen Pedal-«Tasten» am Boden: Schauerliche, markdurchdringende h-Moll-Akkorde, die den Neid eines Richard Wagner erregt hätten. Heulend, eiskalte Dissonanzen jagten, vom vereinigten Gewicht und der Kraft Carluccios getrieben, wie Sturmböen in die hohen Kirchengewölbe hinaus, wo sie sich mit dem zurückflutenden Echo der vorausgegangenen Akkorde mischten. Die hohen Pfeifen quietschten, die tiefen brüllten und es schien, als wäre Lodovico der Tonzertrümmerung fähig geworden, bei der sich die Töne in ihre letzten Elemente aufspalten, wobei sich das Gesetz von der Einheit von Materie und Energie zu bestätigen schien: Die abgespaltenen hohen Obertöne schossen als hochfrequente Energiebün-

del auf die Pfeiler und Mauern des Kirchenschiffes, bis der blättrige Verputz abzubröckeln begann, während die tiefern Grundtöne gleichsam als feste Masse wie Felsbrocken in die Tiefe rumpelten. Die Steinmassen der Kirche schienen sich in akustische Schwingungen und Energie-Rhythmen aufzulösen. Masse und Energie wurden eins!

Als das höllische Konzert dem Höhepunkt zustrebte, betraten die drei Triumvirats-Frauen die Kirche. Giröll dirigierte sie rasch von der Brüstung der Empore aus mit weitausladenden Armbewegungen in die hinterste Bank und hieß sie dort warten. Dann feuerte er sowohl Carlütsch an den Blasebälgen wie Lodovico am Spielpult zu einem letzten Höhepunkt an Kraft und Weltuntergangs-Dissonanzen auf.

Jetzt aber war die alte Orgel dieser höchsten Beanspruchung nicht mehr gewachsen: Mit lautem Knallen platzte eine um die andere der Luftleitungen. Und mit dem schrillen Zischen der entweichenden Luft wurde im Innern des Orgelgehäuses die dreihundert Jahre alte, centimeterdicke Staubschicht in die Höhe gewirbelt. Die Orgel und die ganze Empore wurden in eine Staubwolke gehüllt, die sich unter der Wirkung der schräg durch die farbigen Kirchenfenster einfallenden Sonnenstrahlen in alle Regenbogenfarben verfärbte.

Lodovico, der ganz in sein Spiel versunken, mit fliegenden Haaren und schwingendem Oberkörper, unablässig in die Tasten griff, schien es zuerst kaum zu merken, wie sich ein Register nach dem andern abmeldete. Erst als die «Vox humana» mit einem hohl klingenden, absterbenden menschenähnlichen Lachen ausschied und nur noch die Oboen-Pfeifen ihre gequetscht-näselnden Töne ausklingen ließen, griff er geistesgegenwärtig ins Manual und beendigte das Konzert mit einem nasalen Oboen-Solo: Nun danket alle Gott! Nach dieser ersterbenden Choral-Melodie war nur noch das Schnauben, Zischen und Knarren der beiden Blasbälge zu hören.

«Basta, Carlütsch, basta!» Giröll strich sich den Orgelstaub aus dem Gesicht und eilte die enge Wendeltreppe ins Kirchenschiff hinunter. Die drei Frauen saßen immer noch bleich und zitternd auf der hintersten Bank. Er winkte ihnen zu und forderte sie auf, ihm zu folgen, wobei er, vorausgehend, mit den Augen alle Winkel der Kirche gründlich abzutasten schien.

Vorn unter der runden Kuppel des Mittelschiffs schwenkte er gegen die Sakristei ab, stutzte und wies mit der Rechten gegen die Türe, die zur Sakristei führte. — Den drei Frauen entfiel ein dreistimmiger Schrei. Zwischen der nur leicht geöffneten Türe und dem Türbalken lag die große Mäusefalle und darin jagten sich, vom höllischen Orgelkonzert immer noch verängstigt, die zwei braunen Haselmäuschen.

Giröll warf sich in die Brust und erklärte siegesbewußt: «Ich habe es genau gewußt, daß wir sie mit der modernen Musik zur Kirche hinausbringen ... daß sie die Kirche fluchtartig verlassen würden! — Doch das hättet Ihr mir niemals geglaubt. Damit ich aber einen Beweis dafür habe, ließ ich hier im Türspalt die offene Falle stehen. Wie berechnet, sind die armen Viecher in ihrer Angst blindlings in die offene Falle hineingerast und «clac», drin sind sie!»

In dem Augenblick gesellten sich Lodovico und Carluccio zu ihnen. Der Organist war vom Orgelstaub immer noch weiß überpudert.

«Die ist fertig, aus!» erklärte er trocken und wies mit der rechten Hand zur Orgel hinauf. Und Carlütsch nickte bestätigend, «fertig, aus», wobei er vor lauter schlechtem Gewissen nicht recht wußte, wohin er mit seinen kräftigen Armen sollte.

Giröll hob die Mäusefalle hoch und hielt sie den ängstlich zurückweichenden Frauen entgegen, worauf er feierlich zu erklären begann: «Ihr habt es gesehen, wie wir mit der Orgel die Mäuse aus der Kirche getrieben haben (die drei Frauen nickten ernst) ... Ihr habt auch gehört und gesehen, wie sich die gute alte Orgel dabei bis zum Äußersten ausgegeben hat, daß sie sich schließlich dem guten Zweck selbst geopfert hat, unsere Kirche von den Mäusen zu befreien ... basta, wir werden jetzt wohl oder übel eine neue Orgel

anschaffen müssen. Nachdem sich die alte Orgel der Erhaltung der Würde unserer Kirche geopfert hat, wird wohl niemand etwas mehr dagegen haben!»

Die drei Regentinnen von Furbino konnten noch immer nichts anderes als zustimmend nicken, so daß schließlich nur noch die Liquidation der beiden Mäuse übrig blieb. Nach langem Hin- und Her einigten sie sich auf den Vorschlag Girölls: Man kann die zwei niedlichen Tierlein schließlich nicht umbringen, nur weil sie eine christliche Kirche als vorübergehenden Zufluchtsort gewählt haben. Zudem würden sie zufolge der ausgestandenen akustischen Schrecken nie und nimmer in die Kirche von Furbino zurückkehren. Schwester Laetizia bestand immerhin darauf, daß man die beiden Sünderlein (möglichst weit von ihrem Keller weg) bis zur Gemeindegrenze gegen Cacciolino hinunter trage, um sie von dort aus auf das Territorium der Nachbargemeinde springen zu lassen. Kaplan Giröll übernahm es persönlich, diesen Auftrag auszuführen. Da dafür jedoch keine Frist gesetzt wurde, ließ er die Mäuslein vorläufig einmal für ein paar Tage im Pfarrkeller frei herumlaufen. Dann fing er die zwei kleinen Schelme wieder mit der gleichen großen Käfigfalle ein und überantwortete sie drunten an der Gemeindegrenze der Freiheit.

Im «Federale», in Babettas Klein-, Bunt-, Gemischt- und Kolonialwaren-Laden und auf der Piazza aber verkündeten Schura Tina, Babetta und Laetizia das Lob der alten Orgel, die sich bei der Vertreibung der Mäuse selbst geopfert und es deshalb verdient habe, in den Ruhestand zu treten. — Die Furbiner, die es gewohnt sind, zu tun, was ihre Frauen wollen, beschlossen in den dafür zuständigen kirchlichen und politischen Gremien einstimmig, eine neue Orgel zu beschaffen.

Giröll klopfte dem Organisten siegesfroh auf die schmächtige Schulter: So muß man es machen! — Lodovico reichte ihm dankend die Hand: «Ich weiß, Giröll, doch *Du* bist auch ein Organist, der alle Register zu spielen versteht.»

Der Sonnenschein der Anteportas

Die Anteportas gehörten zum sogenannten Dorfadel von Furbino. Dazu brauchte es allerlei: Neben einem alten Haus, ein paar Weinbergen und Gültbriefen gehörten dazu vorallem ein Sitz im Vorstand des Patriziates, der Bürgergemeinde, ein Familienaltar in der Kirche und draußen auf dem Friedhof eine Familiengruft, über der ein antikes Marmortempelchen mehr vom Ansehen als von der wahren Frömmigkeit des Geschlechtes zeugt. Um aber auch im Himmel droben einen Fürsprecher zu haben, weihte man gern einen Sohn dem Dienst der Kirche oder eine Tochter dem Schleier. — Vorerst aber lebte man in den geordneten Bahnen, wie sie der äußerste rechte Flügel der konservativen Partei vorschrieb. Damit verbunden war das ungeschriebene Recht oder vielmehr die Verpflichtung, über die moralischen und politischen Bürgertugenden der Furbiner beiderlei Geschlechts zu wachen, was — so wie wir die Furbinerinnen kennen — nicht immer so ganz einfach ist.

Immerhin, es gab da unter diesen vielfältigen Pflichten eine gewisse Arbeitsteilung, indem es den männlichen Gliedern der alten Familien oblag, durch das Ausdenken geschickter, standesgemäßer Heiraten den Bestand an Weinbergen und Gültbriefen zu mehren, während es anderseits besonders den Frauen vorbehalten blieb, über die von Kirche und Herkommen gesetzten Tugenden der Furbiner zu wachen.

Die Anteportas nahmen diese mit ihrem Stande verbundenen Verpflichtungen sehr ernst, denn sie waren unbestritten das älteste Geschlecht zu Furbino. Don Ermanno, das Oberhaupt der Familie, wußte jedem zu erzählen, der es wissen wollte, daß seine Familie von jenem römischen Offizier abstamme, der dazumal, als Hannibal mit seinen streitbaren Elefanten vor der ewigen Stadt aufmarschiert war, den berühmten Ausruf «Hannibal ante portas» mit lauter Stimme vom Capitol herunter gerufen hatte. Die Anteportas waren schon damals wachsame Leute gewesen. — Basta, zum Dank für diese staatsfreundliche Warnung wurde dem Wackern durch den

«SENATVS POPULUSQVE ROMANUM» das Recht zuerkannt, sich den Nachnamen ANTEPORTAS zuzulegen.

Solche Vorfahren verpflichteten natürlich, und es ärgerte Don Ermanno jedesmal fast zutode, wenn die Plebejer unter den Furbinern behaupteten, der Name der Anteportas leite sich höchstens von den recht- und mittellosen Beisäßen ab, die man vor den Toren der Städte, also eben «ante portas», als Volk mindern Standes angesiedelt hatte.

So oder so: Tatsache ist, daß Donna Claudia, Don Ermannos Ehegefährtin und selbst aus altem Geschlecht stammend, zusammen mit Laetizia, des Pfarrers Schwester und Haushälterin, zu den ersten und eifrigsten Hüterinnen christlicher Tugend in Furbino zählten. Die sittlichen Maßstäbe, die sie besonders den Furbinerinnen anlegten, waren vor allem zwischen dem Rocksaum und den Schuhspitzen, zwischen Brust und Kinn äußerst streng. Man kann sich das Lamento und das Händeringen der beiden sittenstrengen Frauen vorstellen, als auch in Furbino Mädchen und sogar junge Frauen auftauchten, die den lüsternen Augen der Furbiner, Patrizier und Plebejer eingeschlossen, dreiviertel und mehr des sündhaften Fleisches der Oberschenkel darboten. — Und da geschah es eines Tages bei Betrachtung eines solchen anstoßerregenden Beispiels des Zerfalles aller Frömmigkeit und Sitte, daß Donna Claudia den stolzen Ausspruch tat, daß — abgesehen vom Dottore Ferrari, dem Hausarzt — kein männliches Wesen die bloßen Knie einer Anteportas je gesehen hätte noch diese zu sehen bekommen werde!

Die Furbiner, die von diesen stolzen Worten über Schwester Laetizia, Kaplan Girolamo und dessen Stammtisch-Freunde im «Federale» Kenntnis erhalten hatten, schmunzelten und fragten sich, warum die Anteportas nicht schon lange wegen Kinderlosigkeit ausgestorben seien. Das war wirklich ein Rätsel, denn trotz der strengen sittlichen Maßstäbe waren Donna Claudia und Don Ermanno reichlich mit Söhnen und letztlich mit einer Tochter gesegnet, welch letztere es allerdings, wie wir nun sehen werden, ihrer Mutter oft recht schwer machte.

Diese kleine Martina, die die fromme Mutter Claudia schon als zierliches Nönnchen mit züchtig niedergeschlagenen Augen unter dem Ordensschleier sah, war ein lebenssprühendes Kind und ein kleiner Schlingel dazu: Als die etwa Vier- oder Fünfjährige einmal an einem heißen Sommertag mit ihresgleichen am Brunnen auf dem Dorfplatz vor der Kirche spielte, zog sie plötzlich die schwarze Schürze und was sie darunter trug, kurzerhand aus und stieg fudiplutt in die kühlen Fluten des Marmorbeckens. Damit waren die stolzen Worte der Mutter natürlich in ihrer Glaubhaftigkeit stark gefährdet. Die Furbiner hatten wieder einmal einen Grund zum Schmunzeln.

Heute wäre man mit der schrecklichen Tochter nach Lugano zum Psychiater gefahren; doch damals war das noch nicht Mode. Man half mit der flachen Hand nach und verlängerte den Rocksaum der schwarzen Schulschürze um ein Erhebliches. Aber auch das nützte wenig: Martina blieb der temparamentvolle, liebe und zutrauliche Schlingel, der es — und das machte der Mutter Claudia besonders Sorgen — vor allem mit den Knaben und den Männern gut konnte und ihnen schöne Augen machte. Als Martina etwa zwölfjährig war, vertraute man sie den frommen Schwestern an, die am See drunten ein Institut führten, das als eine hervorragende Schule frommer und züchtiger Lebensart für bessere Töchter bekannt war. Doch die guten Schwestern hatten alle Herrgotts-Mühe mit der temperamentvollen Furbinerin: Damit die Insaßen des Institutes von den schlechten Einflüssen der Welt verschont blieben, waren Schulhof und Garten mit einer hohen Mauer umgeben. Und da unsere arme Martina hie und da etwas von dieser Welt sehen wollte, blieb ihr nichts anderes übrig, als die lange, schwarze Schulschürze zusammenzuraffen und flink wie ein Eichhörnchen auf die obersten Äste eines großen Ahorns zu klettern, der mitten im Schulhof stand. Von einer der obersten Astgabeln der Baumkrone aus schaute sie wehmütig in die Welt hinaus und sah sehn-

süchtig den Gotthardschnellzügen nach, die ihre Gedanken in eine weite ferne Welt voller Romantik hinausführten.

Die frommen Schwestern bekreuzigten sich und dankten dem Herrgott, wenn Martina mit ganzen Beinen wieder neben ihnen auf festem Boden stand. Zur Strafe mußte die Sünderin dann eine halbe Stunde vor dem Altar der Hauskapelle knien, wobei es sich zeigte, daß die langen, trostlosen schwarzen Schulschürzen auch ihre Vorteile hatten: Wenn man die Knie vorsorglich mit dicken wollenen Strümpfen umwickelte, war das Knien vor dem Altar nicht halb so schmerzhaft. Und die Stoßgebete, die sie zur Madonna auf dem Altar hinaufschickte, drehten sich alle um ein- und dieselbe Bitte: «Laß mich in die Welt hinaus! Und frömmer und besser werde ich hier ohnehin nicht!»

Nach ein paar — besonders für die Schwestern mühsamen — Jahren erklärte Martina ihren Eltern, sie könne, abgesehen von frommen Ermahnungen, im Institut nichts mehr lernen; das Englisch, das man dort lehre, töne wie das Quaken der Frösche ... und sie möchte in Lugano die Handelsschule besuchen und später in die Welt hinaus.

Die Eltern, die das stille Kloster bereits aufgegeben hatten, ließen ihr den Willen. Die Handelsschule mochte eine sittliche Gefahr für die Tochter bedeuten — so die Mutter Claudia — aber immerhin — nach Don Ermanno — eine standesgemäße Ausbildungsstätte sein. Deshalb fuhr sie — von den dankbaren Segenswünschen der Instituts-Schwestern begleitet — nach Lugano, wo sie später die Handelsschule — Miniröcke hin oder her — mit einer der besten Abschlußprüfungen verließ. Ohne sich um die elterlichen Ermahnungen zu kümmern, trat sie dann in Lugano bei der Filiale eines weltumspannenden Reisebüros eine Stelle an, die man ihr mit dem Hinweis offeriert hatte, daß sie nach einem Jahr mit einer Versetzung nach New York, Rio oder San Francisco rechnen könne. Das war, wie der Ahorn im Instituts-Hof, ein Ausblick in die weite Welt!

Nach einem Jahr erklärte ihr der Chef, er lasse sie als äußerst tüchtige Sekretärin zwar nur ungern ziehen; da jedoch ihr Englisch noch etwas an das Frosch-Gequake jenes Instituts erinnere, werde sie für ein Jahr an die Niederlassung in London abkommandiert. Das war zwar nicht gerade New York oder Rio, aber immerhin ein erster Schritt in die weite Welt.

Das Jahr des England-Aufenthaltes ging seinem Ende entgegen, als im Haus der Anteportas der unheilschwere Brief eintraf: ein Brief, der drei gewaltige Donnerschläge auslöste, die noch lange in den steinernen Treppenhausgewölben nachzuhallen schienen: Ich erwarte ein Kind ... es wird ein schwarzes sein ... nicht gerade brandschwarz, aber vielleicht kaffeebraun ... der Vater will davon nichts wissen, ist mit dem Flugzeug nach Amerika verschwunden, vielleicht Süd-, vielleicht Nordamerika!

Donna Claudia war niedergeschmettert. Sie verließ das Haus nur noch spät abends, um mit der Madonna auf dem Altar der Kirche zu hadern: Warum hast Du mir armen, rechtschaffenen Frau dies geschehen lassen!

Eines Abends, als sie wieder einmal verzweifelt auf den Knien vor dem Altar lag, trat zufälligerweise Kaplan Giröll zu ihr und versuchte sie zu trösten. Doch das versteifte nur ihren Trotz, um so mehr, als der Kaplan ein gewöhnlicher Bauernsohn war, der trotz seines Amtes und der darauf fließenden Gnade nicht der rechte Mann war, um eine Anteportas zu trösten. Giröll ging die Geduld aus: «Du beleidigst die Madonna!» schrie er Donna Claudia beinahe an, «auch die Madonna war keine aus dem Patriziat von Furbino, nicht einmal eine Tessinerin war sie, weder eine Schweizerin noch eine Europäerin, sondern eine Galiläerin, eine dunkelhäutige Orientalin, eine Asiatin! Und trotzdem hat sie der Herrgott, sie, die dunkelhäutige Galiläerin, als Mutter seines Sohnes ausgewählt und angenommen! Und Du, die fromme Donna Claudia aus dem vornehmen Geschlecht der Anteportas aus Furbino, Du haderst mit ihr, weil Dir ein andersfarbiges Vögelchen in das vor-

nehme reine Nest gelegt worden ist! — Gehe in Dich, Donna Claudia, und nimm es an! Wenn einmal der erste Schreck vorüber ist, wirst Du sogar Freude an diesem Geschöpf haben, denn es ist, mag die Hautfarbe auch anders sein als das makellose Weiß der Anteportas, ein Geschöpf Gottes und ein Geschenk, das man dankbar anzunehmen hat. — Du wirst es noch erleben, das Kleine wird zum Sonnenschein der alten Anteportas werden! — Vergiß es nicht, es ist ein Geschenk Gottes!»

Nach gut zehn Tagen wußte «es» ganz Furbino. Donna Claudia glaubte anfänglich unter den Blicken der Nachbarinnen ein Klafter tief in den Boden versinken zu müssen. Eine Anteportas als Großmutter eines schwarzen, vaterlosen Kindes!

Und dann war es so weit: Ein kaffeebraunes Mädchen, gesund und quicklebendig! Einen Monat später traf Martina mit der Kleinen in Furbino ein. Sie hatte den Ratschlag der Eltern abgelehnt, ein Taxi zu nehmen und bei Nacht und Nebel in Furbino Einzug zu halten wie eine verstoßene Sünderin. Sie nahm das Postauto. Der Platz und die Dorfgasse waren menschenleer, doch hinter den Vorhängen waren sämtliche Fensterplätze besetzt. — Martina schritt ruhig durch die Gasse, nicht erhobenen Hauptes wie eine stolze Anteportas, aber auch nicht demütig niedergebeugt wie eine verworfene Sünderin.

In der Gasse begegnete ihr Kaplan Giröll, der sie mit einem freundlichen Nicken seines Kopfes begrüßte und ihr die Hand bot, worauf er sachte und vorsichtig mit seiner Bärenpratze das weiße Seidentüchlein der Kindertragtasche zurückschob: «Ma, che bella, che carina!» erklärte er freudig und ungekünstelt, worauf er nochmals Martinas Hand ergriff: «Das sieht gar nicht anders aus als unsere Kinder hier im Dorf, wenn sie sich nach dem Spielen noch nicht das Gesicht gewaschen haben. Das fällt gar nicht auf. Und die Hauptsache ist, daß es gesund ist und bereits lustig und zufrieden in die Welt hinaus schaut!»

Und seither sind wieder ein paar Jahre vergangen. Die kleine kaffeebraune Anita ist inzwischen — wie es Kaplan Giröll prophezeit hat — zu einer «Carina» herangewachsen; wobei zu sagen ist, daß es bei den Furbinern ordentlich viel braucht, bis man einem weiblichen Wesen den Titel einer «Carina» zugesteht. Darunter versteht man dort nämlich den Inbegriff aller weiblichen Lieblichkeit und Holdseligkeit, verbunden mit dem sanften Charakter einer Taube und der Unschuld eines Lammes. — Kurz, die kleine Anita war vom ersten Tag an der Liebling nicht nur der Mutter und der Großmutter und vor allem des Großvaters, sondern auch des ganzen Dorfes. Als sie sich später allein im Dorf herumtrollte, hatte sie für jedes Wesen immer ein lustiges Lächeln und ein freundliches Wort bereit, und zwar nicht nur für die Menschen, sondern ebenso für die Hunde, die Katzen und das übrige Getier, das Furbinos Gassen bevölkert. Einer hinkenden Katze untersuchte sie das wunde Pfötchen, ermunterte sie zu Geduld und größerer Vorsicht und versprach, den Fall dem Tierarzt zu melden. Oder sie schalt einen Hahn mit sanften Worten, wenn er seinen Hühnern und Haremsdamen nicht die Ruhe ließ, die Körner oder grünen Blättchen zwischen den Pflastersteinen zusammenzupicken.

Eine besondere Mission erfüllte das kleine kaffeebraune Mädchen jedoch unter den Menschen: Bisher war es in Furbino Sitte gewesen, schon die Kinder der Patrizier, der gewöhnlichen Bürger und der Zugewanderten, diejenigen der Konservativen und der Liberalen auch beim Spielen fein säuberlich auseinanderzuhalten. Jetzt aber, da die kleine dunkelhäutige Anita auf den Spielplätzen und später in der Schule erschien, setzte sie sich über die traditionellen Schranken der Familien-Clans leichtfertig hinweg, war mit allen, den Kleinen und den Großen, lieb und nett und von allen Spielgefährten umworben. Wenn die Großeltern sie anfänglich noch auf gewisse Zusammenhänge aufmerksam machen wollten, sah sie die «Nonna» mit ihren großen dunkeln Kinderaugen an: «Warum? Alle Kinder

im Dorf sind so lieb und nett zu mir! Ich spiele mit allen gern!» Und dabei gingen von den großen dunkeln Augen eine so große Kraft und Überzeugung aus, daß Donna Claudia ihr nickend über das schwarze Haar strich: «Ja, du hast eigentlich recht; sie sind alle gleich lieb!» — Und das merkten mit der Zeit auch die übrigen alten Furbiner!

Anitas besonderer Freund war der Kaplan Giröll. Sie durfte ihm sogar «Onkel Pfarrer» sagen. Gelegentlich zog sie ihn mit der Frage auf, ob er nicht bald endlich einmal Bischof werde. Ein so großer Herr Pfarrer müßte doch eigentlich einen prächtigen Bischof abgeben. — Kaplan Giröll zog dann sein flaches Kaplanshütchen und erklärte ernsthaft: «Du weißt, es ist nur wegen dem Hut! Sie haben in Lugano nur *einen* Bischofshut, und der ist für meinen großen Kopf viel zu klein ... und einen neuen machen lassen, das ist viel zu teuer. Die Bänder, Kordeln und Quasten müssen aus purem Gold sein ... nein, das kostet zu viel; dazu kommt, daß ein so schwerer Hut Kopfweh macht, und letzten Endes bleibe ich am liebsten hier in Furbino!»

Einmal, bei einem solchen Gespräch, wurde Giröll von Anita unterbrochen: «Schau dort, vor dem ‚Federale', Schura Tinas Katze mit ihren vier Jungen! Drei sind weiß, eines ist schwarz. Sag' einmal, Onkel Pfarrer, warum kann eine weiße Katze drei weiße und ein schwarzes Kätzchen haben?»

Giröll runzelte die Stirn, gab aber sofort die richtige Antwort: «Das kommt daher, daß die Katzen ganz schlecht rechnen können ... zählen können sie überhaupt nur bis drei und nicht weiter! Damit aber die Katzenmutter weiß, daß alle ihre vier Jungen beisammen sind, ist eben das vierte schwarz ... drei Weiße, ein Schwarzes!»

Anita nickte, halb erstaunt, halb vor Zweifel blinzelnd: «Aha, soo ist das! Sie würde gescheiter bis auf vier zählen lernen ... aber auf alle Fälle hat sie das Schwarze ebenso lieb wie die drei Weißen. Ich habe ihr schon oft zugeschaut, wenn sie mit den Jungen vor das Haus kommt.»

«Ja», sprach Giröll in Gedanken versunken, «das schwarze Kätzchen ist aber auch eine Carina!» Das «wie Du» verschluckte er im letzten Augenblick. Dann dachte er an Donna Claudia.

Die beiden alten Anteportas hatten mit ihren Weinbergen und Gültbriefen, dem Zerfall der politischen und moralischen Tugenden, dem Vorsitz im «Patriziato», im Parteivorstand und letztlich auch mit ihren alternden, sündhaften Leibern Sorgen, wie sie jedem Sterblichen zufallen. Aber sie hatten in all den guten und bösen Tagen — genau wie es Giröll vorausgesagt hatte — ihren Sonnenschein ... die immer fröhliche, liebe und anhängliche «Carina», die kaffeebraune Anita!